

**SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 AULA - Manuskriptdienst**

**„Veraltet oder ewig modern -
Die Ehe auf dem Prüfstand“**

Autor und Sprecher: Professor Wilhelm Schmid *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Montag, 25. April 2011, 8.30 Uhr, SWR2

Bitte beachten Sie:

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2
Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

Ansage:

Mit dem Thema: „Veraltet oder ewig modern? Die Ehe auf dem philosophischen Prüfstand“.

Die Ehe ist doch wirklich ein Auslaufmodell, sagen viele. Sie passt nicht mehr zur Moderne, zur Individualisierung aller Lebensbereiche, jeder will sich doch nur selbst

verwirklichen, der Andere ist da eher ein Hemmschuh. Was heute zählt ist lediglich eine Verbindung auf Zeit, aus der man sich jederzeit ausklinken kann.

So lautet eine Lesart. Die andere - die Positive - geht folgendermaßen: Die Ehe ist nach wie vor sehr sinnvoll, vorausgesetzt, dem Paar gelingt es, Pragmatismus und Romantik, Egoismus und Kooperation gleichzeitig zu leben.

Das jedenfalls sagt Wilhelm Schmid, Philosoph und Bestsellerautor. In seinem Vortrag stellt er die Ehe auf den philosophischen Prüfstand und entdeckt dabei Überraschendes:

Wilhelm Schmid:

In der *Geschichte der Ehe*, die mit der Menschheitsgeschichte verwoben ist, spielte die Ehe in ihrer offiziellen Form lange keine Rolle. Prägend war vielmehr das archaische Phänomen der in jeder Hinsicht *wilden Ehe*, einer mit oder ohne Gewalt zustande gebrachten Verbindung zwischen Männern und Frauen ganzer Sippen zum Zweck des Überlebens und der Fortpflanzung, der arbeitsteiligen Suche nach Nahrung und ihrer Zubereitung, der Aufzucht der Kinder und der Absicherung gegen Gefahren aller Art. Eine Art der wilden Ehe war die *Raubehe*, die gewaltsame Aneignung von Frauen durch Männer, wie sie etwa beim „Raub der Sabinerinnen“ in der Frühzeit Roms praktiziert wurde, aber selbst im 21. Jahrhundert in manchen Regionen der Welt noch vereinzelt vorkommt. Von der Idee, Regeln für das Zusammenleben der Geschlechter zu definieren und eine offizielle Ehe zu begründen, zeugen zuallererst altägyptische Verträge und gesetzliche Bestimmungen im babylonischen *Codex Hammurabi* um 1750 v. Chr., wonach eine Frau ohne jede eigene Wahlmöglichkeit mit der Eheschließung zum Eigentum eines Mannes erklärt wird. Reste archaischer Traditionen werden in manchen Kulturen in der *Polygamie* bewahrt, meist als Vielehe eines Mannes mit mehr als einer Frau; andere Kulturen versuchen sich weiter an der *Monogamie*, der Einehe zwischen zweien: Beide Varianten sind keine Naturerscheinungen, sondern kulturelle Festlegungen, deren Bewährungsprobe fort dauert.

Ein Beleg für die frühe Unzufriedenheit mit der *Realität der Ehe* ist Xenophons Darstellung eines Gesprächs, das Sokrates im 4. Jahrhundert v. Chr. führte. Viele Männer vergnügten sich in dieser Zeit mit anderen Männern sowie Knaben, Hetären (Freundinnen) und Dirnen. Schon im 7./6. Jahrhundert v. Chr. hatte Solon die Männer in Athen per Gesetz darauf zu verpflichten versucht, wenigstens dreimal im Monat sexuelle Beziehungen zur eigenen Ehefrau zu unterhalten. Sokrates unternimmt nun erstmals den Versuch, eine *philosophische Idee der Ehe* zu entwickeln, die ihrer Realität neue Impulse geben soll. Er erörtert mit seinen Gesprächspartnern die Frage, wie Eheleute miteinander umgehen sollen, damit Männer ihre Frauen nicht länger „wie Mägde“ behandeln und Frauen ihren Männern keinen „großen Schaden“ verursachen. Ein besonderes Vertrauensverhältnis sollen beide zueinander unterhalten, die notwendigen Arbeiten (Hausarbeit, Feldarbeit, politische Arbeit) untereinander aufteilen, bei aller Kooperation auch miteinander konkurrieren, nämlich um das jeweils beste Können, die Exzellenz (*arete*). Offenbar konnte Sokrates seiner eigenen Ehe mit Xanthippe damit nicht weiterhelfen, aber die Grundidee blieb fortan im Spiel, mithilfe von Reflexion die Realität der Ehe immer

wieder zu durchbrechen und sich zu fragen: Ist es das, was wir uns vorgestellt haben? Wer hat überhaupt welche Vorstellung? Welche andere Vorstellung ist möglich? Wie ist sie zu realisieren? Die Ehe individuell definieren zu können, eröffnet Möglichkeiten über die natürlichen Bedingungen und kulturellen Konventionen hinaus. Auch wenn Natur und Kultur ihre Bedeutung nie verlieren, kann von nun an die Frage gestellt werden, ob eine bestehende Definition weiterhin sinnvoll erscheint und wie sie zu verändern wäre. Die ideale Vorstellung nimmt Einfluss auf die reale Rollenverteilung.

Jahrhunderte nach Sokrates präsentiert ein weiterer Philosoph, Plutarch, in seiner Schrift *Erotikos* die revolutionäre Idee einer Ehe, die auf *charis*, Freude und Wohlwollen beruht, und er scheint ein solches Verständnis von Ehe auch selbst mit seiner Frau realisiert zu haben. In dieser Ehe kann nun das erotische Begehren beheimatet sein, ebenso dessen Befriedigung, denn „Eros ohne Aphrodite ist wie ein Rausch ohne Wein“. Just zur selben Zeit wird auch die *christliche Idee der Ehe* entwickelt, und auch sie zielt auf eine stärkere Einbindung der Lüste, wenngleich mit ganz anderer Begründung, wie Paulus im ersten *Korintherbrief* sagt: „Um aber Unzuchtsünden zu vermeiden, soll jeder Mann seine eigene Ehefrau und jede Frau ihren eigenen Ehemann haben“. Grundsätzlich tue ein Mann gut daran, keine Frau zu berühren; falls er aber die Kraft zur Enthaltbarkeit nicht habe, solle er lieber heiraten. Und um keine Zweifel über die innerehelichen Verhältnisse aufkommen zu lassen, stellt Paulus im *Epheserbrief* klar, jeder Mann solle „seine Frau so liebhaben wie sich selbst; die Frau aber fürchte den Mann“. Die Ausführungsbestimmungen dazu entwirft der Kirchenvater Clemens von Alexandrien im 2. Jahrhundert n. Chr.: In seinem Jahrhunderte lang viel gelesenen Buch *Paidagogos* legt er Wert darauf, dass beide Geschlechter Kinder Gottes seien; bei der Frau aber, der Nachfolgerin Evas, die Adam verführte, müsse „schon das Bewusstsein des eigenen Wesens Schamgefühl hervorrufen“. Den ehelichen Akt zu vollziehen, sei legitim, aber nur „auf geordnete Weise“ (*kosmios*), um „sinnlose Töne“ und eine „Enthüllung des Körpers“ vor allem von Seiten der Frau zu vermeiden. Es sei kein Problem, die an der Vereinigung (*synousia*) beteiligten Glieder beim Namen zu nennen, die zwar des Schamgefühls würdig, aber „keine Schande“ seien; hässlich sei allein die unangebrachte Verwendung der Glieder, die den Samen auf „naturwidrige Wege“ bringe.

Im Laufe der Geschichte machten sich in der Christenheit selbst jedoch wieder Zustände der wilden Ehe breit, die selbst die geforderte Ehelosigkeit der Priester untergruben. Ein Anliegen der Reformation im 16. Jahrhundert war daher, die christliche Idee der Ehe zu reformulieren: In der Zeugung sieht Martin Luther ihren gottgegebenen Zweck, und er legitimiert erstmals das Gefühl der Liebe als Grund der Ehe gegen die von Eltern arrangierte Zwangsehe. Für die *neuzeitliche Idee der Ehe* wird dennoch die standesgemäß arrangierte *Vernunftehe* maßgebend, die der materiellen Absicherung und dem sozialen Aufstieg der Ehepartner dient, der Wahrung und Mehrung ihres Besitzstandes. In ihrem Rahmen sind Zeugungsakte Pflicht, Gefühle spielen keine tragende Rolle. Bahnt sich in den oft freudlosen Ehen das sexuelle Begehren des Mannes andere Wege, darf er auf die Nachsicht der sozialen Umwelt hoffen, die seiner Frau nicht zu Teil wird. Für weitere Jahrhunderte ist die Ehe keine selbstbestimmte Angelegenheit der Beteiligten, sondern eine fremdbestimmte der familiären Heiratspolitik, kirchlich als „Wille Gottes“ abgesegnet.

Dermaßen weltlich ist diese Beziehung, dass konsequenterweise die Idee aufkommt, sie von metaphysischen Bezügen gänzlich abzulösen. Auf die entsprechende Diskussion über die Ehe als *bürgerliche Rechtsform*, die keiner kirchlichen Legitimation mehr bedarf, bezieht sich Immanuel Kant in seinem folgenreichen Aufsatz von 1784, „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ Weit über den unmittelbaren Anlass hinaus fordert Kant jeden Einzelnen zur Eigenverantwortung auf: Niemand solle sich weiterhin auf das berufen, was Seelsorger und Andere für richtig halten. Einiges an Aufklärung der besonderen Art enthält auch seine berühmterbühmte Definition der Ehe als Verbindung zweier Personen „zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften“. Mit diesen Geschlechtseigenschaften dürfte nicht zuletzt die Sexualität gemeint sein, von der Kant ganz unbefangen spricht und sogar auf Wechselseitigkeit pocht, unter Verzicht auf den üblichen Zusatz der christlichen Tradition „zum Zweck der Zeugung“.

Eine *aufgeklärte Idee der Ehe* vertritt zu dieser Zeit vor allem Adolph Freiherr Knigge in seinem 1788 erstmals erschienenen, viele Male neu aufgelegten Buch *Über den Umgang mit Menschen*. Die Ehe ist in seinen Augen eine Beziehung der freien Wahl, zu der junge Menschen zwar mangels Erfahrung weniger gut gerüstet, aber besser in der Lage seien, sich einander anzupassen. Schwerer als die bloße Pflichterfüllung wiegt die Idee des Lustgewinns: Das „Glück der Ehe“ bestehe darin, sich wechselseitig „das Leben süß und leicht zu machen“, auch wenn der Mann fraglos das „Haupt“ bleibt. Unterschiede in Temperament, Neigung, Denkweise, Fähigkeit und Geschmack könnten, wenn sie nicht allzu groß werden, sogar „mehr Glück gewähren“. Um im alltäglichen Umgang nicht gleichgültig gegeneinander zu werden, sei es wichtig, immer neue Mittel gegen „Ekel und Abneigung“ zu erfinden, bei aller Vertraulichkeit die Höflichkeit nicht zu vergessen und sich auch äußerlich nicht gehen zu lassen, ja, alles zu vermeiden, was den Anderen „zurückscheuchen könnte“. Nie solle man sich auf das Versprechen am Altar verlassen, vielmehr sich Achtung und Zuneigung des Anderen immer neu verdienen, am besten dadurch, „dass Du alle Kräfte aufbietest, besser zu sein als andre!“ Neuen Reiz erhält die Gemeinsamkeit durch „kleine Abwesenheiten, Reisen in Geschäften und dergleichen“. Zartfühlend spricht Knigge das Problem an, dass in der Ehe einer gelegentlich „die Vorzüge anderer Leute sehr lebhaft fühlen“ könne: Die Versuchung sei groß, die Rückkehr früher oder später jedoch „süß“. Auch das Respektieren von Geheimnissen gehöre zur guten Ehe, statt dem je Anderen misstrauisch hinterher zu forschen. Freundschaften sollten nach der Eheschließung weiter bestehen: Nichts sei „läppischer“, meint Knigge, als wenn Eheleute glaubten, nur noch füreinander da sein zu dürfen und für Freunde und Freundinnen „tot“ sein zu müssen. Sollte es Schwierigkeiten geben, sind Freunde wichtig, um bei ihnen neue Kraft sammeln zu können, und um welche Freunde es sich handelt, müsse jedem selbst überlassen bleiben.

Parallel zu diesen Gedanken entwickeln junge Menschen in dieser Zeit auch die *romantische Idee der Ehe*. Die „Frühromantiker“ verabscheuen die lieblose bürgerliche Ehe, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Was Friedrich Schlegel im Roman *Lucinde* von 1799 vertritt, verwirklicht er selbst in der erneuerten Form einer wilden Ehe, einer Ehe ohne Tauschein, mit der noch anderweitig verheirateten Dorothea Veit, Tochter von Fromet und Moses Mendelssohn: Eine freie Vereinigung wie ein „Sommernachtstraum“, denn dieses Stück William Shakespeares verehren die Romantiker am meisten. Um der bürgerlichen

Vernunftehe zu widersprechen, geht das Romantikerpaar Bettine Brentano und Achim von Arnim eine *Liebesehe* ein, die sie auch offiziell schließen. Historisch gesehen handelt es sich dabei um eine *Perversion*, eine Verkehrung der Verhältnisse: Gefühl wurde traditionell außerehelich, allenfalls in Ausnahmefällen wurde auf Gefühle, erst recht auf heftige, leidenschaftliche Gefühle für die Bindung zwischen zweien vertraut. In romantischen Gefühlen den wichtigsten Grund fürs Zusammengehen zu sehen, avanciert im Laufe der modernen Zeit jedoch zum Inbegriff der Ehe mit und ohne Trauschein, ein Experiment mit Folgen: Wenn die Gefühle so wichtig sind, wird ihre Abwesenheit zum entscheidenden Kriterium für die Abwahl der Beziehung. Arien von Treueschwüren lösen sich fortan mit Orgien von Enttäuschungen ab, und glühend wie der Glaube an die Liebe wird der nachfolgende Hass, wenn die Liebe zerbricht. War es einst die Tragik der Ehe, dass nicht zueinander durfte, was zueinander gehörte, so besteht sie nun darin, dass die, die zueinander gehören, es im praktischen Leben nicht miteinander aushalten. Da sie die Beziehung selbst gewählt haben, müssen sie aber die Folgen, die einst dem Schicksal, den Eltern und Gott zuzuschreiben waren, auch selbst verantworten.

Die romantische Idee der Ehe als einer freien Bindung mithilfe von Gefühlen steht in scharfem Kontrast zur Realität der bürgerlichen Ehe in moderner Zeit, in der die Gefühle oft schwinden. Zerbrach in vormoderner Zeit das Gefühl an der Form, die Vorrang hatte, so in moderner Zeit die Form am Gefühl, das kommt und geht. Wie eine Beschwörung klingt, was der Soziologe Georg Simmel schon 1908 über „Die Gesellschaft zu zweien“ sagt: „Was auch die Ehe sein mag, sie ist immer und überall mehr als der sexuelle Verkehr“. In der Realität ist sie aber oft weniger als das, mit deprimierten Frauen, die sich auf die Versorgung ihrer Männer mit Essen und Sex reduziert sehen, und deprimierten Männern, die sich nicht auf den Zwang zur materiellen Versorgung ihrer Familien reduzieren lassen wollen. Manche Männer flüchten sich in außereheliche Beziehungen, zu denen Frauen, im 20. Jahrhundert noch lange ans Haus gebunden, weniger Gelegenheit haben: Für sie wird die Ehe zur *Endstation Sehnsucht*, ähnlich wie im 1947 uraufgeführten, 1951 verfilmten Drama von Tennessee Williams. Aus diesen Gründen wird der gesamte Prozess der Moderne im 20. Jahrhundert von einem Aufstand gegen die bürgerliche Ehe begleitet, von der Lebensreformbewegung des Monte Verità bis zur Bewegung der sexuellen Befreiung: In die *freie Liebe* soll sich keine Kirche, kein Staat, keine Gesellschaft mehr einmischen. Die momentane Aufwallung der Gefühle erscheint attraktiver als die dauerhafte eheliche „Pflicht zur Lebensgemeinschaft“. Eine lustvoll gelebte Sexualität steht gegen die lustlose Erfüllung „ehelicher Pflichten“. Zusammengekommen aufgrund freier Wahl, hält die Beteiligten nichts mehr davon ab, sich jederzeit auch wieder voneinander zu befreien, wenn ihnen danach zumute ist. Die bürgerliche Gesetzgebung gibt schließlich nach und ermöglicht auch für die offizielle Ehe die Wahl so rasch wie die Abwahl, nichts leichter als sich zu trennen, und so trennen sich zwei auch weit eher voneinander als von ihrer romantischen Idee der Ehe.

Ist angesichts dieser Freiheit die Ehe als anhaltende Bindung noch zu retten? Niemand bedarf noch einer Ehe, um seinem Begehren eine staatlich anerkannte Heimstatt zu geben. Niemand muss noch heiraten, um die vorzeitigen Früchte der Liebe zu legitimieren. In der Zeit ihrer größten Gefährdung wird die Ehe endgültig zum Experiment, zur *gewagten Lebensform*. Das betrifft auch ihre Sinngebung, die nicht mehr aus früheren Vorgaben bezogen werden kann. Mit deren Verschwinden

müssen die Beteiligten selbst der Ehe Sinn geben: Etwa sich wechselseitig eine *Ressource* zu sein, eine immer neue Quelle von Kraft, ein *Schutz*, um mit den Stärken des Einen die Schwächen des Anderen abzuschirmen, ein *Ansporn*, sich gemeinsam zu entwickeln und Dinge zu verwirklichen, auch ein *Ärgernis*, um negative Energien beieinander loszuwerden. Sogar der Spötter Honoré de Balzac sah „etwas Rührendes“ darin, dass zwei Wesen sich zusammentun, um gemeinsam die Schwierigkeiten des Lebens zu bewältigen. Problematisch war die Lebensform der Ehe zu allen Zeiten und es wird nicht gelingen, alle ihre Probleme ausgerechnet in der Gegenwart aufzulösen. Eine *andersmoderne Idee der Ehe* kann jedoch darauf zielen, Romantik und Pragmatik miteinander zu verheiraten, um auch für diese Lebensform eine *pragmatische Romantik* zu erproben: auf gefühlvolle Anteile nicht zu verzichten, die Einrichtung des Lebens aber, auf die es im Alltag ankommt, eher der nüchternen Überlegung anzuvertrauen. Was Vernunftehelike war und zur Liebesehe wurde, kann zur *vernünftigen Liebesehe* werden, die auf die wiederkehrenden alltäglichen Fragen und die ewige Unruhe über eine gerechte Verteilung von Gütern und Lasten zu antworten sucht. Die Romantik ist der Reiz der Ehe, der nicht verlorengehen soll, aber nur die Pragmatik kann die Romantik retten, indem sie dem freieren Zusammensein festere Formen gibt: Sie stellt den äußeren Rahmen bereit, der den romantischen Inhalt erst ermöglicht, ohne den alle Pragmatik wiederum nur leeres Getriebe bliebe.

Lange Zeit in der Geschichte waren Formen, etwa die Regeln des Verhaltens in der Ehe, in Form von Normen vorgegeben. Nie in der Geschichte mussten Menschen lernen, sich selbst Formen zu geben, etwa mit einer individuellen *Ethik der Ehe* selbst Werte festzulegen, an denen das eigene Verhalten orientiert werden kann. Bei allen Befreiungen stand einem Erlernen des Umgangs mit der Freiheit die romantische Idee im Weg, mit der unendlichen Kraft der Gefühle alle endlichen Probleme lösen zu können. Das aber hat sich nicht bewahrheitet, und so fehlt es am pragmatischen Können, mit Schwierigkeiten der Freiheit zurechtzukommen. Bei einer Gegenbewegung, die sich abzeichnet, kommt es weiterhin auf das an, was das Gefühl anspricht, aber mit nüchternen Überlegungen können sich die Beteiligten von vornherein um eine stabilere Basis für den Fall bemühen, dass das Gefühl wankt. Schon am Anfang der Liebe suchen Menschen nüchterner als in romantischen Zeiten den passenden Anderen, unterstützt von Internet-Partnerbörsen, die es ermöglichen, Erwartungen aneinander elektronisch abzugleichen, nicht sehr romantisch, aber praktisch gut geeignet, mit größerer Wahrscheinlichkeit die Richtige, den Richtigen zu finden. Auch Antworten auf neuralgische Fragen wie die, ob der potenzielle Partner sich Kinder wünscht, müssen nicht mehr in einem jahrelangen Prozess erst sondiert werden, um irgendwann dann doch zu erkennen, dass nichts zusammengeht. Letzten Endes sind allerdings so viele Gründe und Motive an der Entscheidung beteiligt, dass eine aufrichtige Antwort auf die einfache Frage „Ist es Ihr freier Wille?“ bei der formalen Eheschließung eigentlich etwas umfangreicher ausfallen müsste: „Soweit ich als denkendes Ich die Gemengelage in mir überblicke, sage ich mal Ja.“

Mehr als je zuvor können Menschen in einer anderen Moderne den Reichtum der Möglichkeiten erkunden, die *möglichen Formen der Ehe* erproben und hierfür Anleihen bei anderen Arten von Beziehungen machen, um einzelne Elemente zu übernehmen und die Ehe auf sehr unterschiedliche Weise neu zu wagen. Wichtig dafür sind Ideen, aber nur in der Praxis zeigen sich die Stärken und Schwächen

eines Experiments; auch aus einem Scheitern lässt sich viel lernen, etwa über die eigenen Bedürfnisse und die Fähigkeit und Unfähigkeit, auf Bedürfnisse Anderer einzugehen. Nur die Beteiligten selbst können die Form der Ehe festlegen und sie möglichst gut *atmen lassen* zwischen Phasen aufflammender Leidenschaft, ruhigerer Freundschaft, nüchterner Kooperation, gelegentlicher Konfrontation, und so wieder von vorne. Eine Möglichkeit in zugespitzter Form bleibt weiterhin die *leidenschaftliche Ehe*, wie Clara und Robert Schumann sie in ihrer romantischen „Künstlerehe“ schon im 19. Jahrhundert führten, mit allen Licht- und Schattenseiten heftiger Gefühle. Gut möglich, dass Leidenschaft und Ehe „ihrem Wesen nach unvereinbar“ sind, aber das muss niemanden davon abhalten, sich dennoch an ihrer Vereinbarkeit zu versuchen und ein mögliches Scheitern billigend in Kauf zu nehmen; eine unvergleichliche Erfahrung ist in jedem Fall zu gewinnen. Unvereinbar mit der Ehe ist wohl nur die *Vollzeitleidenschaft*, deren Energieniveau meist nicht lange durchzuhalten ist. Möglich ist jedoch ebenso die *Teilzeitleidenschaft*, die phasenweise gelebt werden kann und die Ehe haltbarer macht. Und wenn die Leidenschaft gerade abwesend ist? Dann ist eben Alltag. Die Leidenschaft mag der schönste Grund des Zusammenseins sein, im Alltag aber spielen andere Dinge eine größere Rolle, etwa die notorischen Unzulänglichkeiten und unaufhebbareren Widersprüche, die besser von vornherein einbezogen werden, statt unaufhörlich an dieser Störung der Harmonie zu verzweifeln.

An Bedeutung könnte in andersmoderner Zeit die *freundschaftliche Ehe* gewinnen, denn Freiheit und Bindung können in ihr am ehesten eine geglückte Verbindung eingehen, bei der die Gefühle nicht dazu führen, den je Anderen zu sehr einzuhegen; auch die Auszeiten der Gefühle sind in ihr besser zu überstehen. Möglich ist zudem die *kollegiale Ehe*, eine „Partnerschaft“, der zumindest ein wechselseitiges Mögen zugrundeliegt, eine gute Zusammenarbeit wie unter Kollegen am Arbeitsplatz. Die freundschaftliche oder kollegiale Ehe kennt wiederum unterschiedliche Ausformungen: Eine Variante ist die *konventionelle Ehe* mit flexibler oder noch immer traditioneller Rollenverteilung, für die in frühromantischer Zeit die Verbindung Friedrich Schleiermachers mit der zwei Jahrzehnte jüngeren Henriette von Willich Pate stand. Eine zweite, für manche schon ebenso konventionell gewordene Variante ist die *offene Ehe*, offen für Zusatzbeziehungen, die den Kern der Ehe nicht beeinträchtigen. Eine dritte Variante, in geschwätziger Zeit von Neuem interessant, ist die *stumme Ehe*, das Zusammenleben in schweigsamer Form, sofern zwei das wollen: Der Musiker Frank Zappa, bis zu seinem Tod 1993 verheiratet mit Gail Zappa, geborene Sloatman, mit der er vier Kinder hatte, soll auf die Frage, wie seine Ehe so dauerhaft sein könne, einmal lapidar geantwortet haben: „Der Grund, warum sie so lange hält, liegt darin, dass wir praktisch nie miteinander reden.“ Eine vierte Variante in übersexualisierter Zeit ist die *keusche Ehe*, der Verzicht auf Sexualität, wie Lou von Salomé und Friedrich Carl Andreas dies praktizierten. Eine fünfte Variante könnte die *anderskeusche Ehe* sein, die willentliche Festlegung auf diesen einzigen Anderen, bei dem sexuelle Befriedigung zu finden ist, sodass überschüssige Energien umso mehr in Arbeit und Kunst investiert werden können; Paul Klee berichtet darüber in seinen Tagebüchern: „Die Ehe fasste ich als sexuelle Kur auf.“

Spätmoderne Menschen bevorzugen zuweilen die *funktionale Ehe*, die bloße Vertragsehe als verschärfte Form der Vernunftsehe, um individuelle Abmachungen in Rechtsform zu gießen, die Rollen festzuschreiben und bei der irgendwann

anstehenden Trennung Streit zu vermeiden; auch die „Scheinehe“ hat hier ihren Platz. Von beständiger Konfrontation zeugt hingegen die streitbare *Kampfehe*, wie Sofja Andrejewna Behrs und Lew Tolstoi, Jahrzehnte später Liz Taylor und Richard Burton sie vorführten: In einer solchen Ehe brauchen die Beteiligten offenkundig den Streit, vielleicht als Gegenpol zu einer starken erotischen Anziehung. In der *Mobbingehe* wiederum wird der einseitige oder wechselseitige Ausschluss des je Anderen aus dem eigenen Leben bereits im Verlauf des Ehelebens selbst realisiert.

Den Verhältnissen des 21. Jahrhunderts trägt jedoch vor allem die *Ehe auf Distanz* Rechnung, die gefühlte Gemeinsamkeit in realer Getrenntheit, mit leidenschaftlichen, freundschaftlichen, kollegialen, funktionalen oder streitbaren Komponenten. Das kann in der virtuellen Form der *Tele-Ehe* geschehen, einer Fernverbindung, die sich der jeweils aktuellen Medien der Telekommunikation bedient und die einstige *Briefehe* mit gelegentlichen persönlichen Begegnungen wieder aufleben lässt, wie Rainer Maria Rilke und Clara Westhoff, auch Anton Tschechow und Olga Knipper sie im frühen 20. Jahrhundert führten. Möglich wäre ebenso eine *Leoparden-Ehe*, benannt nach den edlen Einzelgängern im Tierreich, die einander selten aufsuchen, sich dann aber ausgiebig paaren, in drei Tagen bis zu hundertmal, bevor sie wieder ihrer Wege gehen. Denkbar wäre darüber hinaus die *Ehe auf Zeit*, die mehr als nur eine „Genussehe“ wäre, wie sie im Iran geläufig ist und eine professionelle Stunde dauert. Sie brächte ihre eigenen reizvollen Bedingungen mit sich, denn bevor das Verfallsdatum wirksam würde, müssten gegebenenfalls Anstrengungen zur Verlängerung und Erneuerung unternommen werden: Das würde den Impuls zur Pflege der Beziehung intensivieren; die Trennungsquote könnte kaum höher ausfallen als bei der Festlegung auf Lebenszeit. Sorge wäre dafür zu tragen, wie bei allen Trennungen, dass derjenige, der den Anderen und die Kinder für wichtiger hielt als die eigene Karriere, nicht materielle Nachteile davonträgt. Eine freie Vereinbarung dieser Art ist jederzeit möglich, irgendwann wäre jedoch eine gesetzliche Basis als Alternative zur Ehe auf unbestimmte Zeit wünschenswert. „Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, dass wir zu sehn, ob wir zur großen Ehe taugen!“ So sprach schon Nietzsche in *Also sprach Zarathustra*, denn: „Es ist ein großes Ding, immer zu Zwein sein!“

Nie sollte in Vergessenheit geraten, was Novalis für die Grundlage jeder Ehe hielt: *Die Ehe mit sich selbst*. „Nur insofern der Mensch also mit sich selbst eine glückliche Ehe führt - und eine schöne Familie ausmacht, ist er überhaupt ehe- und familienfähig“. Die Beziehung zu sich selbst ist die Grundlage für die Beziehung zum Anderen, denn sie ermöglicht die *Atmung* zwischen einer großen Nähe mit spannenden Gesprächen, starken Gefühlen, frivoler Sinnlichkeit und einer erholsamen Distanz, in der jeder wieder seinem eigenen Leben nachgehen kann. Die bejahende Selbstbeziehung kann ihrerseits *leidenschaftlich* sein, wengleich sich dann die Frage aufdrängt, wo da noch Platz für den Anderen bleibt. Sie kann *freundschaftlich* sein, so dass das Selbst sich aus ruhiger Selbstgewissheit heraus weit offen für den Anderen halten kann. Und sie kann *kollegial* sein, ein Mögen seiner selbst ebenso wie des Anderen. Wenn jeder mit sich umgehen kann, muss keiner danach suchen, mit dem Anderen gänzlich zu verschmelzen, wie es die romantische Idee des „Einsseins“ vorsieht; jeder kann sein Leben für sich selbst behalten und steht für den Fall, dass die Beziehung schwierig oder unmöglich wird, nicht im Nichts. Wenn jedoch alles nur noch gemeinsam erlebt werden darf, haben die beiden sich bald nichts mehr zu sagen.

Wer eine echte Herausforderung im Leben sucht, ist mit der Ehe gut bedient. In jeder Form, in der sie eingegangen wird, ist sie ein *ontologischer Übergang*. Wo eben noch vieles möglich war, wird eines wirklich: Diese bestimmte Beziehung. Der Übergang von vielfältigen Möglichkeiten zur Wirklichkeit mit diesem Menschen wird erleichtert und besiegelt vom Ritual der Eheschließung, das freilich etwas über den weiteren Fortgang zu verraten scheint: Je pompöser der Auftakt, desto größer die Gefahr des Scheiterns. Womöglich muss etwas beschworen werden, dessen sich die Beteiligten selbst nicht sicher sind. Zweifel sind zu überwinden, in der Hoffnung, mit dem festlichen Anfang sei das Wesentliche schon getan. In himmlische Höhen werden die Erwartungen getrieben, die eigenen und die von Anderen, aber Ehen werden nicht nur im Himmel geschlossen, sondern dort auch geschieden, spottete schon Oscar Wilde. Im „siebten Himmel“ denkt keiner mehr an die Details des Lebens auf Erden. Wird der irdische Alltag aber akzeptiert, ist es am ehesten möglich, ihn immer wieder zu durchbrechen, um dem nachzugehen, was beiden als schön und bejahenswert erscheint. Diejenigen, die sich darauf verstehen, den Alltag zu leben und zwischendurch die Leidenschaft wieder aufwallen zu lassen, können aus der Lebensform der Ehe etwas machen, was das Leben beider steigert: „Ehe“, so noch einmal Nietzsche, „so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen“.

*** Zum Autor:**

Wilhelm Schmid, geb. 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin und lehrt Philosophie als außerplanmäßiger Professor an der Universität Erfurt.

Homepage: www.lebenskunstphilosophie.de

Jüngste Buchpublikation:

Die Liebe neu erfinden. Von der Lebenskunst im Umgang mit Anderen, Suhrkamp Verlag, Berlin 2010.